

Mathias Binswanger

Der Wachstumszwang

Warum die Volkswirtschaft immer weiterwachsen
muss, selbst wenn wir genug haben



WILEY

Zuckerbrot für erfolgreiches Wirtschaften sind. Solange die Erzielung von Gewinnen attraktiv ist, reißt das Wirtschaftswachstum nicht ab. Denn über gewinnbringende Investitionen wird auch die produktive Kapazität in der Wirtschaft erweitert, was zur Produktion von mehr Gütern und Dienstleistungen führt. Die Kombination von Wachstumszwang und Wachstumsdrang ist charakteristisch für die Funktionsweise einer »kapitalistischen Wirtschaft«. ⁴ Über den Investitionsprozess ist sie stets auf zukünftiges Wirtschaftswachstum ausgerichtet. »Zukunftsorientiert« bedeutet in einer kapitalistischen Wirtschaft somit auch »wachstumsorientiert«. Gesamtwirtschaftliches Wachstum ist sowohl notwendig als auch erstrebenswert.

Der eben beschriebene Zwang zum Wachstum wurde über lange Zeit kaum als Zwang empfunden, denn das Wachstum war willkommen. Es ermöglichte einen allgemeinen Wohlstand für die breite Bevölkerung, den es früher nie gegeben hatte. Mit der steigenden Produktion von Gütern und Dienstleistungen wuchsen auch die Bedürfnisse, und es schien so, als ob wachsende Bedürfnisse den wichtigsten Treiber des Wachstums darstellten. Mit dem Wachstum war ein Heilsversprechen auf eine bessere Zukunft verbunden, das sich in großen Teilen auch bewahrheitet hat. Doch aus diesem Heilsversprechen wird in hochentwickelten Ländern in Westeuropa, Nordamerika und Japan zunehmend eine Zwangshandlung. Für eine steigende Zahl von Menschen in diesen Ländern ist mehr materieller Wohlstand kein glaubhaftes Versprechen mehr auf ein noch besseres zukünftiges Leben. Und trotzdem zwingen uns kapitalistische Wirtschaften dazu, weiter zu wachsen, ob wir es wollen oder nicht. Denn kaum bleibt das Wachstum einmal ein paar Jahre aus, sinken die Investitionen, weil die zukünftigen Gewinnerwartungen ausbleiben. Die Folge davon ist Arbeitslosigkeit und ein Rückgang des Konsums, was zu einem weiteren Rückgang der Investitionen mit nochmals steigender Arbeitslosigkeit führt.

Dazu ist es aber bis heute längerfristig nie gekommen, da der Wachstumsdrang stets dazu geführt hat, dass Wirtschaften nach Krisen relativ schnell wieder auf einen Wachstumspfad zurückgelangen. Dabei hilft heute meist auch der Staat, dessen Rolle im Wirtschaftsprozess vor allem im 20. Jahrhundert immer bedeutender wurde. So werden Wachstumseinbrüche schnell mit wirtschaftspolitischen Eingriffen bekämpft, indem entweder die Zentralbank die Zinsen senkt und/oder der Staat mehr Geld ausgibt und so das Wachstum wieder ankurbelt. Aber der Staat kann auf die Dauer nur dann immer mehr Geld ausgeben, wenn die Wirtschaft tatsächlich wächst. In diesem Fall verfügt er über stets höhere Steuereinnahmen, was ihm die Rückzahlung früherer Schulden ermöglicht. Auch der Staat ist in einer modernen Wirtschaft auf Wachstum angewiesen und verstärkt so den Wachstumszwang. Und je mehr der Staat sich fiskalpolitisch in Szene setzt und für ein dauerhaftes Wachstum verantwortlich gemacht wird, umso stärker wird der Wachstumszwang auch für den Staat selbst.

Die mit der kapitalistischen Wirtschaft verbundenen Zwänge und die dadurch ausgelöste Eigendynamik dieses Wirtschaftssystems hat Marx bereits erkannt,

auch wenn damals noch nicht von Wachstum die Rede war. Er schrieb, dass das Wesen der herrschenden Gesellschaft [der kapitalistischen Wirtschaft] darin bestehe, dass in ihr keine Menschen mehr wirklich herrschen und ihren (guten oder bösen) Willen durchsetzen, sondern sich Strukturen entwickelt haben, in denen »ihre eigne gesellschaftliche Bewegung ... für sie die Form einer Bewegung von Sachen (besitzt), unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren.« (Marx, 1983, Band I, S. 89)

Wir sind also letztlich Gefangene eines Systems, welches uns zu permanentem Wachstum zwingt. Immer weniger sind es ungesättigte Bedürfnisse, welche das Wachstum in entwickelten Volkswirtschaften antreiben, sondern das Bemühen der Unternehmen, stets neue Wachstumspotenziale zu schaffen. Rein technologisch ist dies kein Problem. Der technische Fortschritt ermöglicht eine ständige Mehrproduktion, und die kommende Digitalisierung der Wirtschaft wird die Arbeitsproduktivität aller Voraussicht nach noch einmal gewaltig erhöhen. Der Engpass liegt bei den Konsumenten, die von Treibern zu Getriebenen des Wachstums geworden sind, indem man ständig versucht, sie zu weiterem Konsum zu animieren. In Ländern wie Deutschland oder der Schweiz wird Wachstum deshalb auch immer weniger damit begründet, dass es den Menschen in Zukunft noch bessergehen soll. Stattdessen wird uns das Wachstum als Zwang präsentiert, denn bei geringem oder ausbleibendem Wachstum würden wir gegenüber anderen Ländern zurückfallen, als Wirtschaftsstandort unattraktiv werden, an Innovationskraft einbüßen und vor allem Arbeitsplätze verlieren. Ein Land, »das sich tatsächlich aus einem Geleitzug des Wachstums ›ausklinkt‹«, würde »sehr schnell auf ein deutlich niedrigeres Einkommensniveau ab(sacken)« (Paqué, 2010, S. 30).

Der Zwang kommt auch zum Ausdruck in der Regierungserklärung von Bundeskanzlerin Angela Merkel vom 10. November 2009, als sie im Deutschen Bundestag verkündete (2009 S. 11):

»Ohne Wachstum keine Investitionen, ohne Wachstum keine Arbeitsplätze, ohne Wachstum keine Gelder für die Bildung, ohne Wachstum keine Hilfe für die Schwachen. Und umgekehrt: Mit Wachstum Investitionen, Arbeitsplätze, Gelder für die Bildung, Hilfe für die Schwachen und – am wichtigsten – Vertrauen bei den Menschen.«

Mit anderen Worten: Wir müssen wachsen, um wirtschaftlich erfolgreich zu bleiben und Arbeitsplätze und unsere Sozialsysteme zu erhalten. Genau das ist der Wachstumszwang! Dieser Zwang gibt uns aber gleichzeitig die Gewissheit, dass das Wachstum auch in Zukunft weitergehen wird. Wir dürfen auf weiteres Wachstum nicht nur hoffen, sondern auf dieses vertrauen. Das von Merkel angesprochene Vertrauen bei den Menschen ist somit in erster Linie ein Vertrauen in die Funktionsweise der kapitalistischen Wirtschaft und das damit verbundene Wachstum.

Wenn Wachstum aber notwendig ist, nur um den gegenwärtigen Wohlstand zu erhalten und um weiterhin Vollbeschäftigung zu garantieren, dann ist dies keine großartige Vision mehr. Deshalb wird auch versucht, die Menschen weiterhin mit positiven Heilsvisionen für die Zukunft zu versorgen. Man möchte uns glauben machen, dass das Versprechen einer besseren Zukunft weiterhin als sinngebendes Leitmotiv für das Wachstum dienen kann, auch wenn die Erwartungen zunehmend fiktional werden (Beckert, 2017). Weltweit erfolgreiche Unternehmen, wie Google, Facebook oder Amazon haben dieser Illusion im digitalen Zeitalter eine weitere Dimension verliehen. Sie versprechen uns eine noch viel bessere Welt, in der wir dank totaler Vernetzung von Mensch und Maschine und dank künstlicher Intelligenz noch gesünder, länger, informierter, nachhaltiger, sicherer, menschlicher, aufregender, interessanter und erfüllter leben können. So lautet etwa das neueste Mission Statement von Facebook: »To give people the power to build community and bring the world closer together.« Doch reicht das schon?

Gerade wenn es um die Sinnfrage geht, wird die Luft in der kapitalistischen Wirtschaft dünn. Gott spielt heute im Alltag der meisten Menschen eine etwa gleich wichtige Rolle wie Pferdeutschen im Transport. Zwar versuchen Techno-Propheten vor allem aus dem Silicon Valley dieses Vakuum mit neuen Technoreligionen (Harari, 2017, S. 476) zu füllen, in denen ein neuer Homo deus als höherwertiges menschliches Modell den bisherigen Homo sapiens ersetzt. Digitalisierung, Gentechnik und Nanotechnologie statten die Menschen mit Fähigkeiten aus, welche traditionell nur Gott zugeschrieben wurden. Selbstlernende hochintelligente Algorithmen und Roboter helfen uns, bisherige geistige und physische Grenzen der Menschheit zu überschreiten, um im Idealfall letztlich auch Alter und Tod zu besiegen. Doch leider ist dieser Homo deus gleichzeitig mit totaler Überwachung, Verlust von Privatsphäre und nie dagewesenen Möglichkeiten der Manipulation konfrontiert, was leicht in einem digitalen Kontrollkapitalismus (Precht, 2018, S. 250) bzw. Überwachungskapitalismus (Zuboff, 2018) münden kann. In China ist man da schon relativ weit fortgeschritten, doch die Wachstumsraten sind weiterhin hoch. Auf Privatsphäre ist eine kapitalistische Wirtschaft nämlich nicht zwingend angewiesen. Auf Wachstum hingegen schon.

2. Der ökonomische Hintergrund des Wachstumszwangs

*»Hierzulande musst du so schnell rennen, wie du kannst, wenn du am gleichen Fleck bleiben willst.«
Lewis Carroll, Alice im Wunderland*

Warum die Standardökonomie den Wachstumszwang nicht sieht

Im Fokus dieses Buches steht die zentrale Frage, weshalb heutige Wirtschaften in eine Krise geraten, selbst wenn das Wachstum nur wenige Jahre ausbleibt. Dieser Frage wird in der Ökonomie erstaunlich wenig Beachtung geschenkt, denn sie lässt sich innerhalb der heute an fast allen Universitäten gelehrt neoklassischen Wachstumstheorie nicht beantworten. Diese wurde in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts vor allem von dem amerikanischen Ökonomen Robert Solow (Solow, 1956) entwickelt und analysiert die Wirtschaft ausschließlich von der Angebotsseite her (Oppenländer, 1983, S. 188). Beschrieben wird die Produktion in einer geschlossenen Wirtschaft ohne Staat, wo als Akteure einerseits Unternehmen (Produzenten) und andererseits Haushalte (Konsumenten) vorkommen.

Die Wachstumstheorie versucht zu erklären, wie Unternehmen im Verlauf der Zeit immer mehr Güter und Dienstleistungen produzieren können. Sie kümmert sich aber nicht darum, wie man es schafft, die Mehrproduktion auch zu verkaufen. Der gesamtwirtschaftliche Output an Gütern und Dienstleistungen (Y), welcher dem BIP entspricht, wird als eine Funktion der Produktionsfaktoren Arbeit (L) und Kapital¹ (K), sowie des technischen Fortschritts (A) dargestellt. Diese Funktion, welche Ökonomen als gesamtwirtschaftliche Produktionsfunktion bezeichnen, wird dann häufig geschrieben als $Y = A \cdot f(K, L)$ ². Die Höhe des Outputs (Y) ist somit eine Funktion der geleisteten Arbeitsstunden (L), des bestehenden Kapitalstocks (K), der sich aus den gesamten sich im Einsatz befindenden Anlagen, Maschinen oder Computer zusammensetzt, sowie des Standes des technischen Fortschritts (A). Da dieser aber nicht direkt gemessen werden kann, wird er in der Forschungspraxis einfach als Restgröße bestimmt. Man versucht abzuschätzen, wieviel Arbeit und Kapital zum Wirtschaftswachstum beitragen und den unerklärten Rest des Wachstums nennt man dann totale Faktorproduktivität, Multifaktorproduktivität oder, bei einer etwas verkürzten Sichtweise, einfach technischen Fortschritt.

Das eben beschriebene Grundmodell wurde im Verlauf der Zeit immer mehr erweitert und Ökonomen haben auch versucht, im Rahmen der sogenannten

Neuen Wachstumstheorie die Bedingungen und den Einfluss des technischen Fortschritts genauer zu erklären und ihn nicht einfach als unerklärte Restgröße zu betrachten. Aber in seinen Grundzügen blieb das Modell bis heute bestehen. Für ein Wachstum pro Kopf der Bevölkerung ist einerseits eine stetige Ausweitung der Produktionskapazität erforderlich, welche durch positive Nettoinvestitionen (Investitionen minus Abschreibungen) in Kapital zustande kommt, sowie andererseits auch ein stetiger technischer Fortschritt. Denn es wird angenommen, dass ohne technischen Fortschritt die Grenzproduktivität des Kapitals bei einem wachsenden Kapitalstock pro Beschäftigten immer geringer wird und irgendwann so klein ist, dass dann kein Wachstum pro Kopf mehr stattfinden kann.³ Weitere Investitionen in neues Kapital lohnen sich auf die Dauer nur, wenn Maschinen und Anlagen durch den technischen Fortschritt produktiver und besser werden.

Bei der eben beschriebenen traditionellen Wachstumstheorie wird von sämtlichen Geldströmen in der Wirtschaft abstrahiert. Da Geldschöpfung nicht vorkommt, kann die Finanzierung zusätzlicher Investitionen letztlich nur durch zusätzliches Sparen der Wirtschaftsakteure erfolgen. Der Anreiz zu sparen ergibt sich dabei aus zukünftigen Konsumabsichten. Für einen höheren zukünftigen Konsum verzichten Haushalte auf einen Teil des gegenwärtig möglichen Konsums, je nachdem, wie stark ihre Präferenz für zukünftigen Konsum im Vergleich zu gegenwärtigem Konsum ausfällt.⁴ Die sich aus dem Konsumverzicht ergebenden Ersparnisse stehen dann für Investitionen zur Verfügung. Als Entschädigung für den Konsumverzicht wird ein Zins bezahlt, dessen Höhe für ein Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage nach Ersparnissen sorgt. Auf diese Weise erhöht sich die Produktionskapazität der Wirtschaft und in Zukunft werden mehr Güter und Dienstleistungen produziert, die einen entsprechend höheren zukünftigen Konsum ermöglichen. Wirtschaftswachstum hat seinen Ursprung somit im längerfristigen Streben der Menschen nach mehr zukünftigem Konsum, was aber in der neoklassischen Wachstumstheorie kurzfristig immer einen Konsumverzicht erfordert. Diese Überlegung führt zu der paradoxen Schlussfolgerung, dass die Wirtschaft umso schneller wächst, je mehr Haushalte heute ihren Konsum reduzieren (siehe dazu Helmedag, 2012).

Sobald die Menschen aber einmal genug haben und keinen höheren Konsum mehr anstreben, kann das Wachstum jederzeit aufhören. In diesem Sinn äußerte sich auch Robert Solow, der Vater der neoklassischen Wachstumstheorie (zitiert nach Stoll, 2008, übersetzt durch den Autor):

»Es gibt keinen Grund, weshalb der Kapitalismus nicht auch mit langsamem oder ganz ohne Wachstum überleben kann. Ich denke es ist absolut möglich, dass das Wirtschaftswachstum nicht ewig im gleichen Stil weitergeht. ... Es gibt keinen intrinsischen Grund, weshalb eine Wirtschaft nicht glücklich in einem stationären Zustand verharren sollte.«

Wenn wir trotzdem ein permanentes Wachstum haben, dann kann dies letztlich